

## **Sorge Dich und schreibe**

*[in: Widersprüche, 23. Jg., Heft 87, 2003]*

### **Bild 1: In der Universität**

Nehmen wir einen Sonntagnachmittag in einer deutschen Universität und wenden wir uns in den Gebäudetrakt 12.5. Der Weg dahin ist schwer zu beschreiben, daher gehen wir voraus. Im Büro .246 des sozialwissenschaftlichen Seminars sitzt einer der Doktoranden. Wie lange schon? Jedenfalls wird um 12.00 Uhr die Bürotür geöffnet. Ein weiterer Doktorand betritt vorsichtig schnuppernd den Raum: "Na, wie geht es mit der Arbeit?" Eine rhetorische Frage, das weiß der Sitzende. Denn erst zwei Tage zuvor hatten sich die Nachwuchswissenschaftler den Stand ihrer jeweiligen Dissertationsprojekte vorgestellt. Was er nicht weiß: Ist dies eine freundliche oder eine feindliche Frage? Immerhin ist es schon zwei Jahre her, dass diese beiden jungen Wissenschaftler (die weibliche Form ist natürlich immer mit gemeint ...) ihre Arbeiten am Institut begonnen haben. Dem Fragenden ist daher gut bekannt, auf welchen Stand jeder Einzelne sein Vorhaben in dieser Zeit geführt hat. Und im Hintergrund bedroht sowieso Rita, eine weitere Kollegin, den Kreis der Nachwuchswissenschaftler: vor zwei Tagen hatte sie angekündigt, dass sie bereits nächsten Monat abgeben werde. Aber diesen Gedanken gilt es besser schnell wieder weg zu schieben.

Was geschieht also in dieser kurzen Interaktion zwischen Stehendem und Sitzendem? Sicher ist diese Interaktion mehr als nur ein Ritual der Höflichkeit. Die Frage erzeugt beim Sitzenden Sorge, Selbstsorge, nagende Verzweiflung, das Wissen macht sich breit, dass bereits 2/3 des Förderungszeitraums abgelaufen sind und eine eigene Arbeit, gemessen an der Zahl der bereits vorliegenden Textseiten, noch nicht wirklich existiert. Zwar liegen vor ihm seine Gliederungsentwürfe, prangen mehrere hundert dicht beschriebene Karteikarten (Din A 6), glänzt das überarbeitete Exposé, diverse Exzerpte flehen um ihre Einarbeitung, ein zehnsseitiger Zwischenbericht liegt als süße Verheißung ganz oben auf dem Tisch. Und dann auch die erste Veröffentlichung - ein Zeitschriftenbeitrag von 15 Manuskriptseiten. Welches Glück dieser erste gedruckte Text vor einigen Wochen noch verhieß: Der Eintritt in den wissenschaftlichen Olymp schien in Kürze bevorzustehen. Immer wieder und wieder holt er dieser Tage den Aufsatz heraus, kopiert ihn, um ihn zu verschicken - mit freundlicher Empfehlung und kollegialen Grüßen. Verweile doch, du bist so schön. Aber hat sich jemand dazu geäußert? Niemand hat bisher angerufen, sogar die engsten Kollegen scheinen den Aufsatz zu ignorieren. Zitiert wird er wohl nie werden. Zwei Monate sind seit der Veröffentlichung schon wieder vergangen. Ein Aufsatz. Was ist das schon? Es reicht wohl nicht. Man ist schließlich kein Diplomand mehr, wohlwollend betreut und hervorgehoben von seinem Betreuer, angeregt durch den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Arbeit. Er ist nun Stipendiat, Stipendiat einer politischen Stiftung.

Dabei handelt es sich doch erst um die Dissertation - eine bloße Qualifikationsarbeit. Wie soll das noch weitergehen? Wie hatte es überhaupt jemand geschafft, sich auf diesem eiskalten Wissenschaftsberg zu habilitieren, berufen zu werden, Forschungsgruppen anzuleiten, Kongresse als Chair und Ausrichter zu bestreiten, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen? Wahrscheinlich ist das gar nicht möglich.

## **Bild 2: In der Hotelbar**

Die Gedanken des Sitzenden schwingen vollends davon. Er erinnert sich an die Begegnung mit einem Hochschullehrer kürzlich und schöpft Hoffnung. Der hatte sich auf der letzten Tagung nachts in der Hotelbar sehr angetan gezeigt über den knapp einstündigen Vortrag zu seinem Dissertationsvorhaben. Welche Arbeit, welche Anspannung über Wochen war dieser Stunde vorausgegangen, um dann drei höfliche Nachfragen von Menschen einzufangen, die er noch nie gesehen hatte und nicht einordnen konnte. Vermutlich Studierende aus irgendeinem Proseminar. Sogar sein Betreuer hatte während seines Vortrags verstoßen an einem eigenen Manuskript gefeilt - das hatte er, trotz seiner Aufregung, aus den Augenwinkeln beobachten können. Doch was hatte dann diesen Hochschullehrer in der Hotelbar so erfreut? Wohl, dass er - der Stipendiat -, dessen Überlegungen zur Grundlage seiner Dissertation gemacht hatte. Die Forschungsarbeiten des Hochschullehrers begannen nun offensichtlich mit Riesenschritten in die wissenschaftliche Debatte einzumünden. Die Bewunderung war also Selbstbewunderung: die geplante Dissertation bedeutete auch für ihn einen weiteren Schritt nach oben. Ein weiterer Schritt für jemanden, der ohnehin nicht mehr herunterfallen konnte - etwa auf den Fahrersitz eines Taxis.

Ja, Herr Professor konnte nicht mehr fallen. Er selbst dagegen sehr wohl, und deshalb hatte er im Foyer die Kollegen, die Stipendiaten und Promovierenden und die einzelnen Studenten (die weibliche Form ist natürlich immer mit gemeint ...) genau beobachtet - die Beobachtungstechniken aus den Seminaren für empirische Sozialforschung ließen sich zum Nutzen wenden: Da hatten sich nach dem Abendessen die Ersten in kleinen Gesprächsgruppen gesammelt: hier eine Ansammlung unbekannter Studenten, dort ein Haufen hoffnungsfroher Stipendiaten und Promovenden, schließlich ein Klüngel von Professoren und Assistenten. Dann begann die zweckorientierte Durchmischung nach dem einfachen Prinzip: Anhängen an die Wichtigen und Großen, aufmerksam denen zuhören, die bereits ganz oben stehen. Projekte, Sonderforschungsvorhaben, Namen. Länder, Menschen, Abenteuer.

Da hatte er sich sorgsam platziert (Schritt eins), um dann geduldig neben seinem Gutachter zu warten, bis dieser eine freundliche Bemerkung zu seinem Vorhaben fallen ließ und ihn als seinen Doktoranden präsentierte (Schritt zwei). Dann war seine Stunde gekommen (Schritt drei). Er hatte mit diesem wichtigen Forscher und Denker ganz allein an der Hotelbar gesessen und sich empfehlen dürfen. Eigentlich war er viel zu ermattet gewesen; nach der Anstrengung des Vortrags hätte er es sich gerne mit einem Roman in seinem Zimmer gemütlich gemacht. Doch es hatte gegolten, wieder jemanden zu

gewinnen, an den er seine Texte mit freundlicher Empfehlung schicken durfte. An jemand Besonderen zudem. Denn er hatte mit einem DfG-Gutachter seines Faches und Vertrauensdozent zweier Stiftungen allein an der Hotelbar gesessen.

Er spielt also das Spiel im Feld der Wissenschaften um Macht und Prestige fleißig und ohne Skrupel mit. Selbstverständlich. Und er würde sich auch in Zukunft daran beteiligen. Was sollte er auch sonst tun?

Ein Wolf wollte er nicht sein. Aber war er in den Augen der anderen nicht längst dazu geworden? Die Kommentare der befreundeten Nachwuchswissenschaftler hatten am folgenden Morgen beim Frühstück sehr deutlich in diese Richtung gewiesen. Ihre Blicke von den Tischen hatten ja bereits während des abendlichen Gesprächs an der Bar nur diese eine Frage formuliert: „Was hat er mit dem Gutachter zu besprechen?“ Aber hatten sie sich mit diesem Zeitgenossen den halben Abend herumgeschlagen? Ein angenehmer Gesprächspartner war dieser Narzist nun wirklich nicht gewesen.

"Das wird schon", hatte der ihm damals gesagt. Doch sollte er gerade ihm das glauben? Schließlich wussten alle um den Arbeitsstil dieses geradezu schreibwahnsinnigen Kollegen. Sicherlich hatte er am Sonntagnachmittag nach der Tagung bereits wieder tippend zwischen wohlsortierten Papieren, einem Berg markierter Zeitschriftenbände und seinen Auszählungsbögen im Büro gehockt.

### **Bild 3: Wieder in der Universität**

Als er aus seinen Gedanken aus der Hotelbar wieder in das Kollegzimmer zurückkehrt, steht noch immer die Frage im Raum: "Na, wie geht es mit der Arbeit?" Nein, das ist keine Frage der Höflichkeit. Wie unglaublich gut würde es ihm tun, sich dem Fragenden mit einem Seufzer zuzuwenden und noch während des Ausatmens zu sagen: "Das macht alles keinen Sinn. 320 Seiten Text, aber ich kann keine einzige dieser Seiten verwenden - völlig untauglich für eine wissenschaftliche Qualifikationsarbeit. Müller hat gestern die ersten 100 Seiten redigiert: Das Material kannst Du vergessen. Bis Dienstag soll ich eine neue Gliederung entwerfen und auf dieser Basis einen völlig neuen Text verfassen. Klar kann ich das bisherige Material als Steinbruch verwenden...".

Dem anderen zu zeigen, welche Sorgen ihn plagten, zu spüren, dass er in seiner Verzweiflung nicht allein ist, nicht allein mit seinen Sorgen auf seinem stolpernden Karriereweg nach oben in die einzig mögliche Richtung: zur Lebenszeitprofessur - das wäre eine echte Erleichterung. Statt dessen krächzt er nur ein kurzes, gequältes "Gut!". Kaum hat er ausgesprochen, jagt ihm der Stehende den nächsten Schreck in die Glieder: "Hast Du den neuesten Beitrag von Smith gelesen?" Das hat er befürchtet, ja erwartet - solche Fragen ziehen ihm den Boden unter den Füßen weg. "Jetzt gibt es endlich einmal eine eindeutige Gegenposition zu diesen neo-behavioristischen Ansätzen, und das auf Basis desselben Datenmaterials, wie es die Engländer ständig präsentieren." Gerade einen Tag war die letzte Ausgabe des International Academic Journals nun veröffentlicht, und der Kollege hat Smiths 22-seitigen Beitrag schon wieder gelesen. Und nicht nur das, es stand zu vermuten, dass er ihn bereits in die

eigene Texte eingearbeitet hat: Er wusste bereits um die von Smith aufgenommene und weitergeführte australisch-kanadische Kontroverse, kennt die verschiedenen inhaltlichen Positionen der Kontrahenten und deren relevanten Zeitschriftenbeiträge: "Das belegen auch meine ersten Auszählungsergebnisse in der ersten Experimentalreihe - hab ich gleich zitiert." Nun verlässt den Sitzenden die Kraft, er stützt sich auf die Tischplatte. Da waren sie wieder, diese Selbstzweifel: Hätte er den gestrigen Abend nicht doch besser anstatt im Biergarten am Schreibtisch verbringen sollen? Selbst schuld! Der Kollege würde seinen zweiten Beitrag genauso schnell wie seinen ersten in einem der renommierten wissenschaftlichen Magazine unterbringen. Er selbst hat dagegen nichts außer diesem unbeachteten Aufsatz veröffentlicht. Nichts. Das hat er nun von seiner Entscheidung, die Wochenenden größtenteils mit Freizeitangelegenheiten zu vertrödeln anstatt an der strategischen Vorbereitung seiner beruflichen Zukunft zu arbeiten. Müller, der gemeinsame Doktorvater, wird den Kollegen bevorzugen, wenn es in eineinhalb Jahren um die Nachfolge seiner Assistentenstelle geht. Aber mit diesen selbstverschuldeten Konsequenzen musste er wohl leben: Nicht alle sind mit den gleichen Begabungen geboren - und wenn er für die eigenen die Verantwortung nicht übernimmt und sie einsetzt und pflegt, kann er sich wohl auch nicht beschweren. Ist nicht der Kollege bereits zweimal auf Tagungen eingeladen worden, um seine ersten Forschungsergebnisse zu präsentieren? Dagegen war wohl nichts mehr zu tun. Oder kann er trotz dieser überwältigenden Konkurrenz seinen Doktorvater noch auf irgendeine Art von seiner Qualität als zu bevorzugender Wissenschaftler überzeugen? Eines war jedenfalls klar: Die Sorge um eine effizientere Organisation des eigenen beruflichen Fortkommens liegt in seinen eigenen Händen und ist nun dringender denn je geboten.

### **Eine kollegiale Bildinterpretation:**

Das ist ja alles ganz schön, liebe Kollegen. Euer Aufsätzchen habe ich jedoch nicht zu lesen angefangen, weil ich Eure Namen besonders schätze. Ihr gehört nun einmal nicht zu denjenigen, die man einfach kennen muss. Die Überschrift eures Beitrags hat mich interessiert - mehr nicht. Von Erfahrungen, wie ihr sie in euren drei Bildern beschreibt, kann jeder im Hochschulgeschäft berichten. Noch vor einigen Jahren hätte ich sie ähnlich gezeichnet. Heute sehe ich das allerdings anders. Ich gehe souveräner damit um. Und das ist notwendig, wenn man auf dem Markt der Wissenschaft bestehen will. Wenn man unter solchen Petitessen leidet, sollte man über seine Eignung für den Wissenschaftsbetrieb ernsthaft nachdenken. Denn dieses bisschen Selbstmitleid reicht mir nicht, um eurer immanenten Kritik am aktuellen System der Wissenschaftsreproduktion Glauben zu schenken. Was ihr auf den bisherigen Seiten produziert habt, ist keine Fahrkarte auf dem Weg zur Lebenszeitprofessur, es ist wahrscheinlich noch nicht einmal die Bahnsteigkarte. Wo bleibt die Analyse, wo die Abstraktion? Wo zeigt ihr, dass nicht die wissenschaftlichen Verhältnisse euch, sondern ihr die wissenschaftlichen Verhältnisse beherrscht?

Bedenkt doch bitte die herrschenden Realitäten: Das Prinzip unendlicher Differenzierung hat heute endlich das Prinzip der Gleichheit ersetzt. War es nicht lange verboten, auch nur anzudeuten, dass

unterschiedliche Begabungen vorliegen? Mitte der 1960er Jahre, in Zeiten scheinbar realisierter Vollbeschäftigung und damit gefüllter öffentlicher Kassen, konnte in universitären Nachwuchszirkeln noch lautstark das Prinzip der Chancen-Gleichheit an Hochschulen gefordert werden. Selbstverständlich sind jedem (auch bei mir ist die weibliche Form selbstverständlich immer mitgemeint...) weitgehende Bildungsmöglichkeiten zu wünschen. Das kann jedoch nicht der alleinige Auftrag deutscher Hochschulen sein. Wir bilden in erster Linie für den Arbeitsmarkt aus. Und zweitens bilden wir die Elite aus, und nur zur Erinnerung: das sind diejenigen, die diese Gesellschaft morgen und übermorgen maßgeblich gestalten werden. Nehmen wir uns doch ein Beispiel an unseren französischen Nachbarn: École Normale. Wer sie besuchen darf, hat bewiesen, dass er es wert ist, zur zukünftigen französischen Elite gezählt zu werden. Nur derjenige, der sich gegenüber den anderen als herausragend auszeichnet, hat besondere Förderung verdient, und nicht diejenigen, die nur einen Plan oder eine Anforderung erfüllen.

Daher bedeuten Individualisierung, Pluralisierung und Heterogenität nach wie vor und weiterhin, dass Chancen bestehen für alle und alle ihren beruflichen Weg frei wählen können. Aber es wollen und es können nicht alle ihre vorhandenen Chancen gleichermaßen nutzen. Wozu sollte das auch gut sein?

Schließlich wissen wir doch spätestens seit Durkheim (diese Formulierung empfehle ich übrigens dringend - statt Durkheim darf allerdings auch gerne Parsons, Luhmann oder Habermas herangezogen werden), dass moderne Gesellschaften hochgradig arbeitsteilig sind. Jeder einzelne verrichtet immer spezifischere Funktionen, der eine etwas talentierter, der andere etwas schlichter gestrickt. Das funktioniert sehr gut. Denn was wäre der Herr Professor ohne seine engagierte und talentierte junge Mitarbeiterin? Und je engagierter sie ist, desto mehr kann eben auch sie von ihm profitieren. Ich gebe, damit du gibst. Wer sich nicht engagiert, wer kein Talent mitbringt, wird aussortiert. Und das klingt viel brutaler als es ist, denn so unmenschlich sind die Anforderungen nun auch wieder nicht: Promoviert in drei Jahren - das muss doch möglich sein.

"Wissenschaftsunternehmer" - warum sollten wir uns nicht so nennen? In der Wissens- und Informationsgesellschaft geht es nun einmal darum, nicht mehr seine Arbeitskraft auf den Markt zu tragen, sondern die eigene Arbeitskraft selbst zu organisieren und zu kontrollieren. Man muss seinen Lebenszusammenhang eben systematisch organisieren, die eigenen Fähigkeiten zielgerichtet einsetzen, muss Kalkulator und Stratege sein. Und Wettbewerb unter den Nachwuchsleuten dient der wissenschaftlichen Sache - that's it. Natürlich wird manche Grundlagenforschung und manche kreative Glasperlenspielerei am Rande der etablierten Forschungsfelder schwieriger. Aber wenn sich eine neue Idee bewährt, wird sie sich auch durchsetzen auf dem Markt des Wissens und Forschens. Mendels Ideen haben sich auch erst nach seinem Tod durchgesetzt. Wahrheit oder nicht - das ist unser Kriterium. Innovative Wissenschaft brauchen wir selbstverständlich weiterhin, aber seien wir ehrlich: eine Portion Aggression hilft der Innovation auf die Sprünge.

Selbstverständlich könnt ihr weiter mit Kollegen kooperieren, aber eure Kooperationen müsst ihr kalkulieren. Wer sich Ideen klauen lässt, ist selbst schuld. Wer sich auf andere verlässt, ist selbst verlassen. Das gilt nun mal insbesondere für das Feld der Wissenschaft.

Dass dieses strategische Kalkulieren in Konkurrenz mit anderen Nachwuchswissenschaftlern sehr wohl auch kritische Positionen zulässt, zeigt das Beispiel Frankreichs. Hier hat gerade ein besonders elitebewusstes System in den letzten Jahrzehnten eine Fülle von einflussreichen Gesellschaftskritikern hervorgebracht.

Daher erlaubt mir bitte einen wirklich gutgemeinten Rat zum Schluss: Fragt stets nach Wert, Sinn und Nutzen dessen, was ihr tut. Verschwendet nicht Stunden um Stunden und damit wertvolle Qualifizierungs- und Publikationszeit. Fragt euch immer wieder: Wie ist das von mir gewählte Forschungsgebiet besetzt? Habe ich ausreichende Distinktionschancen? Wählt es nicht zu klein. Ihr könntet euch dann zwar leichter ein unverwechselbares Profil erarbeiten, doch die Zahl der zu vergebenden Lehrstühle ist vernichtend gering. Beschreitet daher einen mittleren Weg. Während eurer Alltagsarbeit solltet ihr die folgenden Fragen jeweils beantworten, bevor ihr zu schreiben beginnt: Ist der Beitrag publizierbar? Wird ihn jemand lesen? Ist er zur Zitation geeignet?

Wenn ihr euch darüber hinaus ständig selbst verdeutlicht, dass Hochschulen nicht mehr Orte sind, die der öffentlichen Allokation freischwebender Gesellschaftskritiker dienen, dann seid ihr auf der richtigen Seite. Das Beherzigen dieser wenigen Regeln verringert die Gefahr, wertvolle Lebenszeit zu verschleudern. Verschwendet nicht eure Energien. Ihr habt nur eine begrenzte Menge davon. Selbst schuld, wer nicht Selbstsorge betreibt. Also: Sorgt Euch und schreibt.

*Kontakt: [mlindenberg@rauheshaus.de](mailto:mlindenberg@rauheshaus.de), [fabian.kessi@uni-bielefeld.de](mailto:fabian.kessi@uni-bielefeld.de)*